

Wolfgang ZIERHOFER, Basel

Materie und Gesellschaft – methodologische Überlegungen

Summary

Geography and some other social sciences cope with the problem how to integrate physical and social facts within one theoretical approach. The following text investigates this issue by offering a typology of basic options how to deal methodologically with the distinction of physical and social facts. Then follow reflections regarding concrete integrative concepts, which are discussed in the contributions of the present issue. This leads into the demand to pursue the conceptual integration of physical and social facts not by employing classical unifying concepts like landscape, space or other "amalgams", but by analysing the composition of heterogeneous entities and related practices of distinction. However, conceptual integrations cannot be achieved by epistemological reflections exclusively, but require empirical investigations as well.

Vorwort

Noch bevor die Beiträge zu diesem Heft vorlagen, hatten mich die Herausgeber gebeten, einen Artikel zu den später eintreffenden Beiträgen zu verfassen. Er sollte eine Reflexion zu zentralen Themen beinhalten, darüber hinaus wurde mir freie Hand gewährt. Seit Jahren selbst dem Thema der Materialität des Sozialen „verfallen“, nahm ich dieses Angebot gerne an und möchte mich an dieser Stelle dafür bedanken. Den Herausgebern, sowie Paul Burger und Bianca Baerlocher möchte ich zudem für kritische Kommentare zu einer früheren Version dieses Artikels danken.

Einleitung

Wie immer sich die Geographie bisher selbst im Detail definiert hat, Beziehungen zwischen menschlicher Gesellschaft und erdräumlichen Gegebenheiten – in einem weiten Sinn verstanden wurden als ihr primärer Forschungsgegenstand betrachtet. Da nach modernem Wissenschaftsverständnis physische und soziale Sachverhalte auf unterschiedliche Weise existieren, operieren Natur- und Sozialwissenschaften auch mit unterschiedlichen Methoden. Somit erstreckt sich der Gegenstandsbereich der Geographie über ein Gebiet, das durch eine ontologische und methodologische Grenze entzweit wird. Gelingt es der Disziplin nicht, diese Grenze zu überwinden und integrative Perspektiven zu entwickeln, wird sie weiterhin das Schisma der

modernen akademischen Arbeitsteilung intern reproduzieren und nur hoffen können, wenigstens ihre institutionelle Einheit zu bewahren.

In einem ersten Teil meines Artikels erläutere ich eine Typologie von Möglichkeiten, wie mit Beziehungen zwischen physischen und sozialen Sachverhalten – bzw. zwischen Materie und Gesellschaft oder Natur und Kultur – verfahren wird oder verfahren werden könnte. Damit ist eine analytische Grundlage gewonnen, die im zweiten Teil des Artikels eine Auseinandersetzung mit konkreten Denkfiguren und Konzepten aus den vorangegangenen Artikeln leiten wird. Ein zusammenfassendes und abstrahierendes Fazit wird den Text beschließen.

1 Zur Konstitution physischer und sozialer Sachverhalte

Aus evolutionärer Perspektive besteht (zunächst) keine radikale Grenze zwischen den Vorgängen in der Natur und dem Entstehen menschlicher Gesellschaften. Dennoch werden Bewusstsein und Kommunikation, die beiden grundlegenden Konstituenten des Sozialen, als emergente Phänomene von organischen und anorganischen Prozessen unterschieden (ZIERHOFER 2008, 121ff.). Die Vorstellung, materielle Prozesse als Ausdruck von nicht direkt erfassbaren Naturgesetzen zu begreifen, hat sich als äußerst erfolgreich erwiesen. Unsere Techniken, inklusive der Schulmedizin, beruhen darauf. Die Erfahrung zeigt aber auch, dass sich menschliche Tätigkeiten nicht diesem Modell unterordnen lassen. Sie sind zwar nicht unbelastet von materiellen Einflüssen und unterliegen naturgesetzlichen Bedingungen, doch sind Menschen in ihrem Denken und Handeln prinzipiell frei. Auch wenn Handeln als regelmäßiges oder typisches (WEBER 1985, 2f.) beschrieben werden kann, ist es nur durch Bezug auf Ziele, Absichten, Motive, Vorstellungen, Triebe oder ähnliche „Variablen“ erklärbar. Mentale Repräsentationen zukünftiger Zustände gelten als Gründe, die zur Erklärung einzelner oder typischerweise auftretender Handlungen herangezogen werden können. Während sich die Naturwissenschaften – im Wesentlichen – mit Prozessen befassen, die mit Notwendigkeit so und nicht anders ablaufen, und daher in vielen Fällen Technik, Prognose, Steuerung usw. zulassen, befassen sich die Sozialwissenschaften mit Prozessen, die nicht nur prinzipiell auch anders ablaufen könnten, sondern die auch, weil sie von den Handelnden gedanklich vorentworfen wurden, scheitern können. Aus diesen Freiheiten erwachsen die Möglichkeiten, zu lernen, Verantwortung zu übernehmen und Schuld auf sich zu laden.

Materie und Geist werden somit als grundlegend verschieden konstituierte Realitätsbereiche verstanden, deren Erforschung konsequenterweise unterschiedliche Methodiken verlangt. Materie oder physische Natur wird in den Naturwissenschaften teilweise als kausal-deterministisch strukturierte, teilweise aber auch als indeterministische oder chaotische Realität aufgefasst; doch niemals wird sie als „intentional“ strukturierte beschrieben und erklärt. Nicht einmal die Neurologie operiert mit diesem Konzept. Diese Erklärungsform ist hingegen der Standard in Sozialwissenschaften und Ökonomie. Physische Sachverhalte werden in diesen Disziplinen zwar keineswegs als irrelevant für die Handelnden betrachtet, doch gelten sie nicht als konstitutive Faktoren sozialer Strukturen. Die materielle Natur bringt keine Werte, Normen, Ideen oder Institutionen hervor. Daher wird das

Soziale als selbstkonstituierter Realitätsbereich, als Realität „sui generis“ (DURKHEIM 1980, 13 u. 193) betrachtet und die sozialwissenschaftliche Methodik darauf ausgerichtet.

Es kam allerdings auch zu Versuchen, der physischen Welt dennoch eine konstitutive Rolle für das Soziale zuzusprechen – sie wurden in den Sozialwissenschaften als Klima- oder Geodeterminismus, normativer Naturalismus, Sexismus oder Rassismus gebrandmarkt. Die berechtigte Angst vor Varianten physischer Determinismen stärkt die Überzeugung, das Soziale als vollkommen autonomen Bereich zu behandeln. Seine klarste und expliziteste Ausprägung findet der Sozialautonomismus in der Theorie autopoietischer Systeme, die das Soziale mit Kommunikation gleichsetzt (LUHMANN 1997, 78ff.). Seitens der Naturwissenschaften wird der Dualismus von Kultur und Natur insofern komplementiert, als Sinn und Bedeutung, also die Inhalte von Gedanken und Kommunikation, nicht als Forschungsgegenstände in Betracht gezogen werden. Für die Geographie sind die Folgen fatal. Sie reproduziert das akademische Schisma innerhalb der Disziplin. Böse Zungen behaupten, physische Geographie und Humangeographie würden nur noch durch ihre gemeinsame Vergangenheit zusammengehalten.

Dem Bestreben, das Soziale als autonome Sphäre konzeptionell von Einflüssen des Physischen rein zu halten, stehen in zunehmendem Maß Bemühungen gegenüber, die Gesellschaft nicht losgelöst von ihrer materiellen Umwelt und Individuen nicht als körperlose Wesen zu behandeln. Unter dem Eindruck ökologischer Krisensymptome wurde seit Ende der 1970er Jahre die Forderung an die Soziologie – und damit indirekt an alle anderen Sozialwissenschaften – gerichtet, ein ökologisches Paradigma zu entwickeln, das Menschen im Kontext ihrer materiellen Umwelt erfasst (CATTON u. DUNLAP 1980; NAESS 1989; SERRES 1994). Etwa zur selben Zeit erlangte auch eine Kritik an modernen Dichotomien (Geist vs. Körper, Kultur vs. Natur, etc.) zunehmend Aufmerksamkeit (ZIERHOFER 2003). In den Werken von LATOUR (1995 u. 1996) und der darauf Bezug nehmenden Actor Network Theory (ANT) wurde versucht, den Sozialwissenschaften Grundlagen anzubieten, die sich jenseits des Natur/Kultur-Dualismus ansiedeln.

Insgesamt war damit ein Sammelsurium kritischer und konstruktiver Argumentationen vorhanden, mit denen sich Geographinnen und Geographen auseinandersetzen konnten (GERBER 1997; MURDOCH 1997; WHATMORE 1999; FLITNER 1998; ZIERHOFER 1999), um allgemein die Humangeographie theoretisch weiterzuentwickeln, aber auch, um im Speziellen die Beziehungen zwischen Humangeographie und physischer Geographie auf eine neue, integrative Grundlage zu stellen (HEINRITZ 2003). Seit einigen Jahren hat sich innerhalb der deutschsprachigen Geographie eine entsprechende Debatte entwickelt (z.B. MEUSBURGER u. SCHWAN 2003; EGNER et al. 2008; ZIERHOFER u. BAERLOCHER 2008).

2 Integrationsformen – eine Typologie

Die Frage, wie die Verhältnisse von Geist und Körper, von Sinn und Materie, von Gesellschaft und Umwelt, von Kultur und Natur zu fassen seien, ist grundlegend für die Methodologien aller empirischer Disziplinen und betrifft darüber hinaus den Kern des geographischen Selbstverständnisses. Die Art und Weise, wie in den

Sozialwissenschaften und der Geographie des 20. und 21. Jh. die Unterscheidung von Natur und Kultur gehandhabt wurde und wird, möchte ich durch vier Typen repräsentieren. Diese Typologie bietet eine Grundlage für die weitere Auseinandersetzung mit integrativen Konzepten, die in den Beiträgen dieses Heftes artikuliert werden:

- *Holismus*: Die Differenz zwischen Geist und Körper (Sinn und Materie, Kultur und Natur, Subjekt und Objekt usw.) wird durch Forschungsgegenstände, in denen das Unterschiedene zugleich aufgehoben ist, überbrückt. Solche Amalgame oder undifferenzierte Hybride erlauben es, mit einer auf sie zugeschnittenen Forschungsmethodologie zu operieren.
- *Dualismus*: Nichts überbrückt die Differenz. Das Forschungsfeld wird in zwei voneinander hochgradig unabhängige Teilfelder, die mit unterschiedlichen Methoden untersucht werden, gespalten. Beziehungen zwischen den Realitätsbereichen werden nicht systematisch erforscht.
- *Relationismus*: Wie beim Dualismus begründen unterschiedliche Seinsweisen einen methodischen Pluralismus. Im Gegensatz zum Dualismus wird nun allerdings die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, wie Elemente der beiden Realitätsbereiche Beziehungen untereinander aufnehmen, doch die Untersuchung dieser Beziehungen kann immer nur von einer Seite aus geführt werden und basiert daher notwendigerweise jeweils nur auf einer der beiden Methodiken.
- *Konstitutionalismus*: Die unterschiedenen Bereiche werden als Teile einer gemeinsamen Welt, welche solche oder andere Unterscheidungen zulässt, begriffen. In dieser Welt und zwischen dem Unterschiedenen bestehen Beziehungen, die unterschiedliche Praktiken des Unterscheidens bzw. der Konstitution von „Entitäten“ zulassen. Die Bedingungen der Möglichkeit des Unterscheidens sind zugleich die existenziellen Beziehungen zwischen den unterschiedenen Bereichen bzw. zwischen den zu ihnen gehörenden Gegenständen.

Holistische Zugänge unterscheiden sich zunächst von den Standards der modernen Wissenschaft, indem sie ihren Gegenstand nicht nach den Methodologien der Natur- und Sozialwissenschaften erfassen, sondern auf andere, meist viel einfachere und leistungsschwächere Konzepte zurückgreifen. Wenn eine Analyse der Struktur von Gegenständen, die zugleich Natur und Kultur darstellen, den methodischen Kerngedanken bildet, dann besteht die Gefahr, Materielles nicht in Zusammenhängen von Ursache und Wirkung, und Soziales nicht in Zusammenhängen von Intention und Folge von Tätigkeiten erfassen und erklären zu wollen. Vielmehr bestünde keine methodologische Schranke, die verhinderte, dass soziale Strukturen aus materiellen Strukturen hergeleitet werden – was auf einen latenten physischen Determinismus hinauslaufen würde. Umgekehrt könnten die Strukturen eines hybriden Gegenstandes auch als bedeutungsvolle Formen analysiert werden, ohne zu prüfen, inwiefern sie überhaupt als Artefakte eines kommunikationsfähigen Wesens gelten könnten. Nicht-autopoietische Systemtheorien und funktionalistische Zugänge sind typische Kandidaten für solche ebenso latenten wie unangemessenen „Grenzüberschreitungen“.

In der Geographie spielen Landschaften, Regionen und insbesondere der Raum nicht selten die Rolle integrativer Objekte, die dazu verleiten, nach modernem Verständnis unangemessene Analyse- und Erklärungsformen zu benutzen. Bevor

sich die Geographie radikal in eine naturwissenschaftliche physische Geographie einerseits und eine strikt sozialwissenschaftliche Humangeographie andererseits spaltete, war latent die Gefahr vorhanden, in Formen des physischen Determinismus oder Formen einer Landschafts- oder Raumhermeneutik abzugleiten. Undifferenzierte Forderungen nach „holistischem Denken“, die als Reaktion auf die „ökologischen“ Unzulänglichkeiten dualistischer Perspektiven erhoben werden, riskieren analoge Kurzschlüsse.

Dualistische Ansätze bieten für verschiedene Realitätsbereiche grundsätzlich unterschiedliche Methodologien an. Das ist ihre Stärke. Ihre Schwäche liegt darin, dass Sie keine Konzepte zur Bearbeitung der Verbindungen zwischen diesen Realitätsbereichen anbieten. Ihnen mangelt es an Brückenkonzepten, und daraus resultiert eine spezifische Weltfremdheit. Im Laufe des 20. Jh. haben sich eine Reihe wissenschaftlicher Arbeitsfelder etabliert, in denen Verbindungen zwischen physischen und sozialen Sachverhalten analysiert werden. Doch die Sozialwissenschaften tun sich schwer damit, systematische Zusammenhänge zwischen Physischem und Sozialem konzeptionell zu erfassen. Obwohl die ökologische Krise nur eine Krise der Gesellschaft in Bezug auf ihre physischen Lebensgrundlagen sein kann, wird der Blick tendenziell entweder auf die Kommunikation über die Umwelt (z.B. LUHMANN 1988) oder auf den Metabolismus der Gesellschaft (z.B. FISCHER-KOWALSKI u. WEISZ 1999; SIEFERLE et al. 2006) eingeengt, ohne jedoch zu konzeptionell integrierenden Theorien vorzustoßen. Angeboten werden immerhin diverse Konzepte, die partielle Integrationsleistungen erbringen, neben den klassischen Konzepten der Arbeit oder der Ressource, überbrücken beispielsweise auch das Kapitalkonzept der ökologischen Ökonomie, sowie Überlegungen zu Risiken und Verletzlichkeit an gewissen Stellen den dualistischen Graben. Obwohl „Nachhaltige Entwicklung“ die „Modernisierung“ als Leitidee der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung abgelöst hat, steht eine gesellschaftstheoretische Integration der drei Säulen Ökologie, Ökonomie und Gesellschaft noch aus.

Einige der erwähnten Ansätze könnten teilweise schon dem relationalen Typ zugerechnet werden. Sie stellen Versuche dar, mit den Mitteln des modernen Dualismus, den Dualismus zu überwinden. An der ontologischen Unterscheidung von Sinn und Materie wird in relationalen Perspektiven festgehalten – folglich auch an den daran anknüpfenden methodologischen Differenzierungen. Doch werden Wechselbeziehungen zwischen den beiden Realitätsbereichen anerkannt. Diese Beziehungen werden in der Regel als externe Relationen gefasst, d.h. die prinzipiellen Eigenschaften von Sinn oder Materie werden nicht wechselseitig bestimmt, sondern Sinn und Materie (oder auch Kultur und Natur, Gesellschaft und Umwelt) sind konstitutiv unabhängig voneinander. In den Sozialwissenschaften könnte GIDDENS' Strukturierungstheorie (1984a) und in der Geographie WERLENS handlungstheoretische Perspektive (1987) als Beispiele für relationale Theorien betrachtet werden. Die physische Dimension tritt dort beispielsweise als zeiträumliche Ordnung von Interaktionen oder sozialen Systemen (GIDDENS) oder als Situationsbedingungen, gewählte Mittel und Folgen von Handlungen (WERLEN) systematisch in die Konzeption des Sozialen ein. In der an POPPER angelehnten „3-Welten“-Ontologie (WERLEN 1987, 88) stehen physische, subjektive und soziale Welt als eigenständige Realitätsbereiche nebeneinander, zugleich aber über Handlungen

vermittelt in Beziehung untereinander. Welcher Art diese Beziehungen sein könnten, kann nicht wirklich geklärt werden, solange nicht die Konstitutionsweise der Realitätsbereiche systematisch berücksichtigt wird. Relationale Ansätze verharren konzeptionell in einer paradoxen Situation, denn sie postulieren für ihre unterschiedlichen Realitätsbereiche zugleich Unabhängigkeit und Abhängigkeit, ohne die Natur dieser Beziehungen zu differenzieren.

Für konstitutionalistische Ansätze fallen die Unterscheidungen von Sinn und Materie, Kultur und Natur etc. nicht gleichsam „vom Himmel“, sondern sind selbst erklärungsbedürftig. Da Unterscheidungen immer Unterscheidungen für jemanden, also für eine erkennende Instanz sind, werden sie zunächst als Ergebnis von Praktiken des Unterscheidens begriffen. Die Möglichkeit, überhaupt etwas unterscheiden zu können, beruht wiederum auf einer vorgängig gegebenen gemeinsamen Welt in der nichts vollständig oder absolut von etwas Anderem getrennt ist. Die ontologischen Unterscheidungen der Moderne werden also keineswegs verworfen, vielmehr werden die Bedingungen, die diese Unterscheidungen überhaupt erst ermöglichen, als Ausgangspunkt für die nähere Bestimmung der Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Realitätsbereichen betrachtet.

Verschiedene Realitätsbereiche stehen demnach nicht symmetrisch zu- und nebeneinander, sondern sind ein Ausdruck der Strukturiertheit der Welt. Hier entfernen sich die konstitutionalistischen Ansätze keineswegs vom Weltbild der modernen Wissenschaften, denn sie betrachten Physisches, Organisches, Psychisches und Soziales (oder auch Kulturelles) als relativ autonome Bereiche der Realität, die aber durch Prozesse der Evolution auseinander hervorgegangen sind. Die Realitätsbereiche stehen also in Emergenzbeziehungen zueinander. Ausmaß und Qualität der wechselseitigen Autonomie ist daher eine Frage der Emergenz, die sich ebenso empirisch untersuchen lässt, wie die in der jeweiligen Gesellschaft gebräuchlichen Praktiken zur Unterscheidung verschiedener Realitätsbereiche (ZIERHOFER 2008; ZIERHOFER et al. 2008). Im Gegensatz zu den relationalen Ansätzen erachten die konstitutionalistischen die unterschiedenen Realitätsbereiche nicht mehr als prinzipiell unabhängig voneinander, sondern als teilweise wechselseitig bedingend und konstituierend – das wird mit dem Konzept der Emergenz bezeichnet. Sinn und Materie, sowie weitere analoge Unterscheidungen, stehen daher nicht in externen, sondern in internen Relationen zueinander.

Die Palette der Theorieangebote, die sich zumindest teilweise diesem Typ der konstitutionalistischen Ansätze zurechnen lassen, ist recht umfangreich und heterogen. Vom inneren Aufbau her betrachtet könnten poststrukturalistische, sprachpragmatische und systemtheoretische Perspektiven dafür in Frage kommen, doch haben sich lange nicht alle derartige Ansätze mit der Differenzierung von Realitätsbereichen auseinandergesetzt. In der Geographie sind neben der ANT, die international wohl die größte Resonanz erfahren hat (CASTREE u. BRAUN 2001), dialektische (HARVEY 1996), sprachpragmatische (ZIERHOFER 1997 u. 2002) und systemtheoretische (EGNER 2008; LIPPUNER 2008) Zugänge zur Problematik zu erwähnen.

Die konstitutionalistischen Ansätze streben also keineswegs danach, durch eine methodologische Vereinheitlichung Brücken zwischen physischer Geographie und Humangeographie zu schlagen. Darin unterscheiden sie sich vom Holismus. Indem Sie nach denjenigen Beziehungen fahnden, welche die Grundlage für die Eigen-

ständigkeit (Emergenz) und Unterscheidung (Pragmatik) von Realitätsbereichen sind, gehen Sie über die relationalen Ansätze hinaus. Inwiefern sich dabei markante methodologische Unterschiede zu den relationalen Theorien ergeben werden, lässt sich noch nicht erkennen – insbesondere, weil Analysen zu den Emergenzbeziehungen verschiedener Realitätsbereiche noch nicht weit gediehen sind. Immerhin lässt sich festhalten, dass aus konstitutionalistischer Sicht das Zusammenspiel sozialer und physischer Sachverhalte und Eigendynamiken – z.B. als „gesellschaftliche Naturverhältnisse“ (GÖRG 2003) oder in Form „ökologischer Regimes“ (ZIERHOFER et al. 2008) – als ein eigenständiges, verschiedene Realitätsbereiche umfassendes Forschungsthema, das sich weder auf Natur- noch auf Sozialwissenschaften reduzieren lässt, greifbar wird. Die Spaltung der Geographie in eine „physische“ und „humane“ wird aus dieser Warte als eine Konsequenz moderner Unterscheidungspraktiken, d.h. eines kulturell und historisch relativen Zugangs zu verschiedenen Realitätsbereichen, verständlich, analysier- und kritisierbar. Damit wurden freilich erst die Verhältnisse verflüssigt. In beschränktem Ausmaß wurde damit dem disziplinären Schisma die Schärfe genommen. Vielleicht könnte nun sogar die disziplinpolitische „Beweislast“ den modernen Dualisten überbürdet werden. Doch eine alternative, integrative Methodologie ist damit noch nicht gewonnen.

3 Zur Analyse sozio-materieller Zusammenhänge

In den folgenden Überlegungen konzentriere ich mich auf die methodologischen Fragen der Einbeziehung von Materialität in sozialwissenschaftliche Analysen und werde dazu einzelne Aspekte der Beiträge in diesem Heft als Ausgangspunkt wählen.

3.1 *Widerständigkeit der physischen Welt, Realität und Autonomie des Sozialen*

Lars FRERS schreibt in seinem Beitrag, Dinge und räumliche Anordnungen stünden dem menschlichen Handeln nicht neutral gegenüber, sondern zeigten Widerstände, ermöglichten gewisse Tätigkeiten (insbesondere Nutzungen) und verunmöglichten andere. Richtigerweise arbeitet er heraus, dass die Funktion von Gegenständen nicht alleine dem Gegenstand zugerechnet werden darf, sondern sich im Rahmen von Praktiken ergibt (wenn beispielsweise ein Werkzeug zur Waffe wird). Anhand einer Drehtüre analysiert er ferner, wie ein Artefakt in Interaktionen eingebunden wird und sie zugleich mitkonstituiert, ihnen gewisse „Formen“ leiht, ohne sie zu determinieren. Dies ist ein überzeugendes Beispiel dafür, wie physische Sachverhalte, insbesondere Artefakte, in die Strukturierung der Gesellschaft einbezogen werden.

FRERS fokussiert im Weiteren auf das Wahrnehmungshandeln und seine Körperlichkeit: wie eine Hülle umgibt die sinnlich wahrgenommene Welt das Individuum. Meiner Ansicht nach schwenkt FRERS hier vom Beziehungsfeld zwischen sozialer und physischer Welt zu jenem zwischen subjektiver und physischer Welt. Das ist durchaus legitim. Nur ließe sich aus der Wahrnehmung der Widerständigkeit bzw. der Ermöglichung des Physischen auch eine Überlegung hinsichtlich der Konstitution des Sozialen gewinnen. Nach Ansicht klassischer Dualisten (gemäß der

oben erläuterten Typologie) würde nämlich der Einbezug materieller Dinge in Interaktionen die autonome Konstitution des Sozialen keineswegs in Frage stellen.

In der Wahrnehmung der Widerständigkeit des Physischen tritt die Grunderfahrung von Erfolg und Scheitern, von richtig erkennen und sich irren hervor. Aus Sicht der Handelnden ist die Welt wie sie ist, und nicht wie man sie sich vorstellt, der eigentliche Maßstab für richtige und falsche Vorstellungen, für erfolgreiche Handlungen und Misserfolge. Sowohl Individuen wie Kollektive laufen Gefahr, sich in Irrtümern und Wahnvorstellungen zu verlieren. Nicht eigene Zweifel oder die Einwände anderer sind ein verlässliches Korrektiv, sondern der empirische Test durch Handeln. Handeln, verstanden als bewusst ausgeführte Aktivität, zu der immer auch Alternativen gedacht werden können, kann nicht ohne eine Unterscheidung von Ich und Welt, von Vorstellung und Realität, von Subjekt und Objekt, von prinzipiell freiem Geist und widerstandsfähiger Materie auskommen. In Traum und Fantasie ist Vieles und „Unmögliches“ möglich. Doch der Bezug auf die physische Welt setzt der Vorstellungswelt Grenzen. Erfolg und Irrtum sind nun aber ihrerseits die Voraussetzung von Lernen, Entwicklung, aber auch von Schuldfähigkeit, von Verantwortung, von individueller Autonomie, wie begrenzt sie letztlich auch sein mag. Insofern ist das Physische schon in hohem Maße strukturierend an der Konstitution der individuellen Intellektualität beteiligt – selbstverständlich nicht alleine!

Denn niemand wird als Robinson Crusoe geboren. Als biologisches Wesen ist der Mensch darauf angewiesen, von Artgenossen aufgezogen zu werden. Um diese Leistung später auch wieder in derselben Weise vollbringen zu können, muss das Individuum auch in eine Kultur sozialisiert werden. Ein Zusammenleben, das weder Lernen noch Verantwortung kennt, das nicht zwischen Irrtum und Erfolg unterscheidet, das weder den Willen, noch den Zwang, das Richtige zu tun, kennt, könnte keine Kultur erhalten, geschweige denn weiterentwickeln. Ob die Spezies *Homo sapiens* ohne Kultur (also als Wildtier) überhaupt überlebensfähig wäre, muss offen bleiben. Doch eine Kultur ohne Abarbeitung an der Widerständigkeit des Materiellen wäre keine Kultur des Lernens, keine Kultur der Weiterentwicklung materieller Lebensgrundlagen. Die Konstitution des Sozialen im Allgemeinen lässt sich letztlich nicht ohne Bezug auf die physische Realität denken. Die in den Sozialwissenschaften verbreitete Konzeption der Sozialwelt als ein für sich autonomer Bereich, als Tatbestand *sui generis* im strengen Sinn, wird damit in spezifischer Weise in Frage gestellt. Wenn sich das Soziale aber nicht in absoluter Autonomie ordnen und entwickeln kann, dann ist nach den spezifischen Bedingungen seiner relativen Autonomie und der spezifischen Bedeutung physischer Sachverhalte für seine Konstitution zu fragen. Die Widerständigkeit des Physischen systematisch ernst zu nehmen, müsste letztlich in eine Theorie der Koevolution von Gesellschaft und Materie münden.

3.2 Differenzierung oder Entdifferenzierung?

Versuche, Geist und Materie konzeptionell zu integrieren setzen häufig an der Schnittstelle von erkennendem Subjekt (Geist) und zu erkennendem Objekt (Materie) an. Konzepte wie Wahrnehmung, Handeln, Atmosphäre, Zeichen, Artefakt, Landschaft (als Erfahrungsbereich) usw. können Vermittlungen zwischen Realitäts-

bereichen leisten. In der einen oder anderen Form wird in jedem Beitrag dieses Heftes darauf Bezug genommen. Die Inhalte von Wahrnehmungen und Erkenntnissen über die Welt können zweifellos weder rein gedanklichen Aktivitäten, noch rein physischen Sachverhalten zugeschrieben werden. Im Detail der Konzipierung der Schnittstellen zwischen Realitätsbereichen lauert allerdings die Gefahr, zentrale begriffliche Differenzierungen des Weltverständnisses einzuebnen. In Roland LIPPUNERS Artikel klingt diese Gefahr beispielsweise an, wenn er resumiert, dass die traditionelle Denkweise der Geographie, die Landschaften als sozial-materielle Ganzheiten begreift, der Entwicklung einer Geographie, die sich moderner sozial- und naturwissenschaftlicher Methodologien bedient, im Wege stand.

Die weitreichenden Konsequenzen einer Entdifferenzierung oder Hybridisierung lassen sich auch durch einen Blick in vormoderne Zeiten oder auf außereuropäische Kulturen, wo typischerweise nicht besonders konsequent zwischen physischer Welt, sozialer Welt und Welt der Götter unterschieden wird, illustrieren. Was im modernen, wissenschaftlichen Weltbild kategoriale Differenzen bzw. voneinander abgeschottete Bereiche sind, kann in historisch oder kulturell anderen Kontexten durchaus ineinander übergehen, miteinander verschmelzen. Was die Modernen als magische Praktiken ablehnen, macht unter anderen ontologischen Voraussetzungen Sinn.

Wenn aber nicht konsequent zwischen verschiedenen Realitätsbereichen und Existenzbedingungen von Sachverhalten unterschieden wird, dann lassen sich auch die Geltungsbedingungen von Aussagen über Gegebenheiten in diesen Sphären nicht differenzieren. Prüfungen der Gültigkeit von Aussagen über subjektive Empfindungen, soziale Konventionen und physische Sachverhalte verlangen grundsätzlich andersartige Vorgehensweisen. Ohne klare Differenzierungen von Weltbezügen von Aussagen und entsprechenden Arten von Geltungsansprüchen (HABERMAS 1981, 148f.) würde selbst eine Unterscheidung zwischen Gottesbeweis, Zauberei und wissenschaftlichem Experiment schwierig. Je nachdem, worauf sie sich beziehen, können Entdifferenzierungen, bzw. holistische Positionen im oben erläuterten Sinn, grundlegende Errungenschaften der Moderne gefährden. Zu Recht arbeitet LIPPUNER in diesem Heft die Fragwürdigkeiten von „Hybridmodellen“, insbesondere gewisser Lesarten der ANT, im Kontrast zum „Differenzmodell“ der Luhmann'schen Systemtheorie heraus.

Sinnvoller als Entdifferenzierungen erscheinen daher Strategien, welche die „Überwindung“ dichotomistischer (moderner) Perspektiven nicht durch Entdifferenzierung, sondern durch weitere Differenzierung der Unterscheidungen verfolgen. Wie die Systemtheorie lehrt, ist nämlich eine mögliche Einheit der Differenz in der Unterscheidung selbst zu finden (GREN u. ZIERHOFER 2003), d.h. auf der, das Zustandekommen und den Sinn der Unterscheidung reflektierenden Metaebene. Die Beobachtung (bzw. der Code, mit dem beobachtet wird) gibt die Möglichkeit einer Unterscheidung vor und stellt damit eine Einheit des Unterschiedenen dar. Falls dieses Beobachten nun nicht rein kommunikativ, sondern auch psychisch oder sogar organisch verstanden wird, werden jeweils andere Formen der vorausliegenden Einheit des Unterschiedenen angesprochen, z.B. die physischen Voraussetzungen sinnlicher Wahrnehmungsweisen. Die Bedingungen der Möglichkeit, Unterscheidungen durchzuführen, stellen sowohl auf der Seite des Beobachters, wie

des beobachteten Gegenstandes – der kein physischer sein muss – prinzipielle Beziehungen zwischen dem Unterschiedenen dar, also auch Beziehungen zwischen den unterschiedenen Gegenständen. Auf diese konstitutionsanalytische Weise Dualismen aufzulösen ohne in Holismus zu verfallen, charakterisiert den Konstitutionalismus.

Theorieangebote, welche jedoch latente „Holismen“ einführen, verursachen zu Recht Unbehagen. Denn Sie legen keine Rechenschaft darüber ab, wie sie dazu kommen, einst mühsam erarbeitete Unterscheidungsmöglichkeiten aufzugeben. Konstitutionalistische Ansätze geben generell keine Unterscheidungsmöglichkeiten auf, sondern relativieren sie, indem sie aufzeigen, weshalb gewisse Differenzierungen in bestimmten Kontexten und für bestimmte Zwecke sinnvoll und angemessen erscheinen. Differenzierungen werden so nicht aufgehoben, sondern der Kritik verfügbar gemacht, was eine Voraussetzung für ihre Beibehaltung oder ihren Ersatz durch besser begründete Alternativen ist.

In LIPPUNERS Ausführungen sehe ich nun wiederum die Gefahr, konstitutionalistische Ansätze vorschnell einem „Hybridmodell“ (im Sinne des Holismus) zuzurechnen. Selbstverständlich lässt sich nicht verhindern, einen Begriff wie „Aktant“ als Aufgabe der Unterscheidung intentionaler und nicht-intentionaler Aktivitäten zu interpretieren – was in der Tat unschöne Konsequenzen hätte. Interessanter und relevanter scheint mir hingegen der Umstand zu sein, dass sich ANT und Systemtheorie, aber auch der von STEINER ins Spiel gebrachte Pragmatismus, darin treffen, ontologische Unterscheidungen nicht als transzendente Apriori der Erkenntnis zu betrachten, sondern als Ausdruck unterscheidender Praktiken bzw. Operationen. Aktanten könnten dann als Einheiten von Handlungen und Gegenständen betrachtet werden. So würden dann vielleicht weder Flugzeuge noch Piloten fliegen, sondern die Aktanten, die wir „Fluggesellschaften“ nennen. Um die Differenz zu holistischen Hybridmodellen zu markieren, könnte man auch von „Prozessmodellen“ sprechen, denn sie laufen darauf hinaus, Unterscheidungspraktiken Argumentationsprozessen zugänglich zu machen.

Im Konstitutionalismus wird von keinem Gegenstand a priori angenommen, er könne nur Beziehungen zu bestimmten Realitätsbereichen eingehen. Die höchst voraussetzungsvolle Annahme des Autonomismus – z.B. in der Form, nur Soziales konstituiere Soziales – wird fallengelassen. Vielmehr steht zunächst *potentiell* alles mit allem in konstitutiven Verbindungen – darin gleicht der Konstitutionalismus dem Holismus –, doch lassen sich kaum jemals alle konstitutiven Beziehungen artikulieren – ganz abgesehen davon, dass dies auch kaum sinnvoll wäre. In der wissenschaftlichen Praxis wird es darum gehen, sich von erkenntnisbezogenen Relevanzen leiten zu lassen und auf ihrer Grundlage Grenzen der Analyse zu bestimmen. Wenn beispielsweise ein Produktionsprozess – also ein klassisches sozial-physisches Konglomerat – Gegenstand der Analyse ist, dann können je nach Fragestellung eher organisatorische, ökonomische, physikalische oder chemische Aspekte im Vordergrund stehen. Die Wahl der Berücksichtigung von Bedingungen aus der unendlichen Vielfalt existenzieller Beziehungen muss begründet erfolgen – genau dies ist der entscheidende Umstand, der es konstitutionalistischen Ansätzen erlaubt „hybride“ Sachverhalte zu thematisieren, ohne zu entdifferenzieren, ohne „ganzheitlichem“ Denken zu verfallen.

3.3 *Eingerichtete Welt*

Ein Grundgedanke ökologischer Perspektiven ist, dass jedes Lebewesen mit einer spezifischen Umwelt in Wechselbeziehungen steht. Beim Menschen reicht das Spektrum dieser Beziehungen vom individuellen körperlichen Stoffwechsel über die kulturell variierende Gestaltung von Lebensräumen durch Bauten, Landnutzungen und diverse Gegenstände, bis hin zu Zivilisationsfolgen globalen Ausmasses. Indem sich die Beiträge von FRERS sowie von FLEISCHMANN und TROSTORFF auf Drehtüren und architektonische Ausdrucksweisen beziehen, greifen sie Beispiele aus dem mittleren Bereich des Spektrums auf. Sowohl die Funktionalität einzelner Gegenstände als auch die Kommunikation durch Gestaltung sind typisch für die Einbindung physischer Sachverhalte in Interaktionen – oder auch für die Mitkonstitution von Interaktionen durch physische Sachverhalte. Die folgenden Überlegungen sollen nun die Sicht auf das Zusammenspiel von Physischem und Sozialem auf eine allgemeiner gefasste Grundlage stellen.

Im Laufe der biologischen Evolution haben sich menschliche Körper und ihre metabolischen Aktivitäten im Rahmen einer relativ stabilen physischen Umwelt ausgebildet. Viele Aspekte dieser Umwelt sind aber auch durch menschliche Aktivitäten geprägt worden. Nur von Anpassung des Menschen an die Umwelt zu sprechen, würde daher zu kurz greifen, doch das Moment der „Passung“ ist offensichtlich.

Im Rahmen der kulturellen Evolution hat es die Menschheit verstanden, sich zunehmend mit Artefakten zu umgeben und damit die „Passung“ der Umwelt gezielt zu verändern. Egal, auf welche Weise Artefakte bestimmte Handlungen ermöglichen oder erleichtern und andere erschweren oder verunmöglichen, sie tragen dazu bei, eine bestimmte soziale Ordnung – konsequenterweise auch die Extinktion von Kulturen – zu erhalten. Dies gilt auch für unbeabsichtigte Handlungsfolgen. Im Falle von Techniken ist der Bezug zwischen physischen Artefakten und Handlungsweisen beabsichtigt und wird kulturell bewusst weiterentwickelt. In Bezug auf Techniken kann auch offensichtlich davon gesprochen werden, dass sich Handlungsweisen nach physischen Strukturen richten, um diese zu nutzen. Wenn wir sagen, dass die Zimmer einer Wohnung gut eingerichtet sind, meinen wir, dass sie die meisten Aktivitäten, die wir an diesem Ort ausführen möchten, unterstützen. Deshalb führen wir diese Aktivitäten bevorzugt an jenem Ort aus, obwohl kein Zwang dazu besteht.

So sind soziales Leben und physische Arrangements in einem weitläufigen Sinn für einander eingerichtet. Technik tritt dann allerdings nicht als Emanzipation von der Natur auf, wie in modernen Kontexten gerne behauptet wird. Im Gegenteil, sie ist ein Versuch, soziale und physische Strukturen zuverlässig aneinander zu binden. Es handelt sich um eine Bindung an Grenzen und kausale Abhängigkeiten, die leicht als deterministischer Einfluss der Umwelt auf Aktivitäten missverstanden werden kann (z.B., dass das Klima irgendwelche Landnutzungsformen erfordert). Dabei wird diese Bindung absichtlich, d.h. aus einer Position der relativen Autonomie heraus, eingegangen. Wer beispielsweise mit einer Rakete zum Mond reisen möchte, der muss sich peinlichst genau an einem Komplex physischer Bedingungen orientieren.

Es scheint mir daher sinnvoll zu sein, das Verhältnis des Materiellen zum Sozialen als eines der (teilweise wechselseitigen) Einrichtung zu verstehen. Dies ermöglicht es, physische Gegebenheiten als Konstituenten sozialer Strukturen anzusehen, ohne ihnen gleich eine determinierende Rolle zuschreiben zu müssen. Weder eine grundsätzliche Freiheit des Handelns, noch die prinzipielle Autonomien des Geistes und der Kultur müssen in Abrede gestellt werden.

Nun können physische Entitäten beispielsweise davonfliegen, zubeißen, zerbrechen, sich vermehren, altern und verrotten. Es wäre daher verfehlt, das Physische als ein passives Gegenüber des aktiven Sozialen anzusehen. Vielmehr sind die vielfältigen Eigendynamiken des Physischen stets in Rechnung zu stellen, sowohl im eigenen sozialen Leben als auch aus der Sicht des sozialwissenschaftlichen Beobachters. Diese Dynamiken sind weder vollkommen durchschau- noch kontrollierbar. Daher ist auch das Soziale letztlich mit physischem Eigenleben durchzogen. „Letztlich“ ist hierbei eigentlich ein unangebrachter Ausdruck, denn wenn wir davon ausgehen, dass Bewusstsein und Sozialität (oder auch Kultur) emergente Existenzbereiche sind, dann liegt ihnen eben genau diese Eigendynamik des Physischen, insbesondere in Form des organischen Lebens, ursprünglich zugrunde. Evolutionär betrachtet beruhen die „Freiheiten“ und relativen Autonomien von Geist und Kultur gerade auf den steten Dynamiken des materiellen Substrats. Damit wäre ein weiteres, relativ tief greifendes Argument gegen eine absolutistische Vorstellung sozialer Realität „sui generis“ formuliert.

3.4 Dinge oder Institutionen als Bezugspunkt der Analyse?

Oben habe ich argumentiert, dass die Unterscheidung zwischen materiellen und geistigen Entitäten oder Sachverhalten nicht fallen gelassen werden sollte. Wo kann oder soll nun die Analyse „sozio-materieller“ Gegebenheiten ansetzen? Sind alle Gegebenheiten gleichermaßen dazu geeignet, oder gibt es Gründe dafür, bestimmte Klassen von Sachverhalten dafür zu bevorzugen?

Wie LIPPUNER herausarbeitet, können sich aus Sicht der Theorie autopoietischer Systeme soziale Systeme nur bilden, indem sich Kommunikation an Kommunikation anschließt. Bewusstsein und organische Prozesse können nicht kommunizieren. Dieser Aspekt der Autonomie des Sozialen wird nicht in Frage gestellt, selbst wenn eine konstitutive „Mitverantwortung“ physischer Sachverhalte an gesellschaftlichen Strukturen anerkannt wird. Daher neige ich zur Auffassung, dass die Beobachtung physischer Gegebenheiten nicht der bevorzugte Ausgangspunkt zur Analyse der Materialität des Gesellschaftlichen sein kann, zumindest wenn diese Analyse eine Erklärung für die Entstehung oder Reproduktion bestimmter sozialer Ordnungen und Prozesse erbringen soll. Denn damit bleiben menschliche Interaktionen und ihre typischen Formen letztlich der Bezugspunkt. Da nicht behauptet werden kann, dass die Dinge bzw. die physischen Gegebenheiten bestimmte Handlungsweisen oder soziale Systeme hervorbringen – was einer Form des physischen Determinismus gleichkäme – erachte ich es als zweckmäßiger, von bestimmten sozialen Formen (z.B. Typen von Institutionen, Organisationen oder Interaktionen) auszugehen und in Bezug zu ihnen zu analysieren, in welcher Weise bei ihrer Konstitution materielle Gegebenheiten involviert sind.

Konkret bedeutet das beispielsweise, konzeptionell nicht auf die Analyse von Türen oder Schlüsseln (wie LATOUR 1996) abzustellen, sondern bei der Familie, dem Arbeitsplatz oder allgemeiner der Privatsphäre anzusetzen, um dann zu untersuchen, welche Relevanz Türen und Schlösser für ihre Konstitution haben. Es ist schwer vorstellbar, wie z.B. aus einer Analyse des Gebrauchs von Türen oder Schlüsseln Konzepte von Privatsphäre und Öffentlich abgeleitet werden sollten. Umgekehrt ist leicht einzusehen, dass eine Analyse von Privatsphäre und Öffentlich ohne Einbezug von Häusern, Zimmern, Inneneinrichtungen, Wegen und Plätzen, den Massenmedien, Fabriken, Gefängnissen, Kirchen und Klöstern, Gärten, Fenstern und Gardinen, Türen und Schlössern usw. unvollständig wäre. Auch ein Zugang über die „Hülle“, wie dies FRERS vorschlägt, oder die Umwelten des Körpers eines Individuums, ist in sich noch nicht so angelegt, über das Körperliche hinaus zu reichen. Wie soll von dort der Schritt zu Einheiten des Sozialen erreicht werden? Das Soziale gegenüber dem Physischen und Psychischen als emergente Realität anzuerkennen bedeutet ja gerade, es nicht aus anderen Realitätsbereichen ableiten zu können. Zudem lassen sich soziale Sachverhalte nicht einzelnen Individuen zurechnen. Der Umstand, dass die Leiblichkeit für das soziale Leben eine notwendige Voraussetzung ist und in die Konstitution des Sozialen eingeht, darf nicht dazu verleiten, ihre Analyse als hinreichenden Schlüssel zur sozialen Strukturierung anzunehmen. Denn insofern sich das Soziale durch Handlungen bildet, die wiederum von Vorstellungen über Interaktionen geleitet werden (z.B. was es heißt, eine Familie zu sein oder in einem Unternehmen zu arbeiten), liegt der Schlüssel für die soziale Strukturierung zunächst bei diesen Vorstellungen. In diesem Sinn ist der Titel von GIDDENS' Buch „Interpretative Soziologie“ (1984b) ernst zu nehmen. Auch Max Webers methodologisches Postulat, Handlungen durch Rekurs auf ihren subjektiven Sinn zu verstehen und sie dadurch zu erklären, drückt diese Einsicht aus (WEBER 1985, 1). Doch innerhalb dieser Vorstellungen, also im Rahmen des subjektiven Sinns, können materielle Gegebenheiten berücksichtigt werden. Diese Vorstellungen können mit den tatsächlichen Gegebenheiten übereinstimmen oder auch nicht. Gerade Handlungen, die von irrigen Vorstellungen über Sachverhalte geleitet werden, können nur unter Einbezug dieser Sachverhalte als scheiternde Handlungen verstanden und erklärt werden. Schon die Möglichkeit, eine Vorstellung von einem realen Sachverhalt unterscheiden zu können, setzt voraus, dass beide weitgehend unabhängig voneinander existieren können. Das Physische tritt also in vielfältiger Weise als konstitutive Bedingung von Handlungen auf, ohne diese determinieren zu können. Wenn nun aber die Analyse nicht bei Handlungen, sondern dennoch bei physischen Gegebenheiten ansetzen sollte, dann sind diejenigen Gegebenheiten, die fruchtbarsten Ansatzpunkte, die für die Konstitution bestimmter sozialer Ordnungen bzw. bestimmter Typen von Interaktionen und Organisationen, zentral sind. Eine Drehtüre ist zwar eine äußerst nützliche Installation, doch steht sie in keiner engen Beziehung zu irgendeinem Typus von Interaktion oder Institution. Ganz anders beispielsweise das Schachbrett, die Banknote oder die Wandtafel: sie sind nahezu notwendige und formende Bedingungen der Möglichkeiten Schach zu spielen, Kaufakte zu tätigen oder Unterricht zu erteilen. Insofern sind sie in hohem Maß konstitutiv für das Schachspiel, die Marktwirtschaft und die Schule. In diesem Zusammenhang scheint es verlockend, das Wahrnehmungs-

handeln oder die Komponente der Sinneswahrnehmung im Handeln als methodologische Schnittstelle zwischen physischen und sinnhaften Sachverhalten zu betrachten. Obwohl im Wahrnehmungshandeln zweifellos materielle Sachverhalte mit Bedeutungen verkettet werden, wäre es übereilt, darin schon den Schlüssel zur Frage der Materialität des Sozialen zu sehen. Denn sofern wir anerkennen, dass materielle Sachverhalte auch unabhängig von ihren mentalen und kommunikativen Repräsentationen bestehen, muss die Relevanz des Materiellen für die Strukturen des Geistigen und des Sozialen auch unabhängig von ihrer Wahrnehmung in Rechnung gestellt werden. Eine Aussage wie „Die Materialität der Welt, den eigenen Körper inbegriffen, erschließt sich über das Wahrnehmungshandeln“ (FRERS, in diesem Heft) stimmt trivialerweise für den individuellen Handelnden, da er über keine anderen Möglichkeiten verfügt, sich selbstständig physischer Gegebenheiten zu vergewissern. Sie gilt zumindest teilweise für das Handeln eines sozialisierten Individuums, doch sie gilt nicht für das Handeln des sozialwissenschaftlichen Beobachters. Denn die Materialität der beobachteten Gesellschaft erschließt sich keineswegs über das Wahrnehmungshandeln der Subjekte, sondern über das Zusammenspiel ihrer Handlungen mit den physischen Gegebenheiten, ob diese nun wahrgenommen werden oder nicht.

3.5 Zeichen- und Kommunikationstheorien

Als Zugang zur Analyse des Verhältnisses von Materialität und Gesellschaft bieten sich auch Kommunikations- oder Zeichentheorien an. Denn generell müssen sich alle Semiotiken und Kommunikationstheorien in der einen oder anderen Form mit der Materialität von Medien auseinandersetzen. Zunächst liegt dabei die Analyse von Artefakten, also Texten oder Architekturen – wie bei FLEISCHMANN und TROSTORFF – als Träger von Botschaften, auf der Hand. Konventionell festgelegte Codes setzen Bedeutung in materielle Strukturen um; damit wird die Entwicklung komplexerer Zeichensysteme und Sprachen möglich.

Selbstverständlich haben Botschaften immer auch einen funktionalen Sinn. Mit Befehlen, Versprechen, Begründungen, Urteilen, Passwörtern und anderen Sprechakten will etwas erreicht werden. Das Umgekehrte gilt jedoch nicht. Obwohl zwar alles Gegenständliche zu physischen Aspekten von Handlungen in Beziehung gesetzt werden kann und daher eine funktionale Bedeutung hat, darf es nicht notwendigerweise als Botschaft betrachtet werden. Denn viele physische Gegenstände, insbesondere alle Nicht-Artefakte, sind nicht codiert. Darüber hinaus steht in vielen Handlungszusammenhängen sogar die funktionale Bedeutungen von Gegenständen im Vordergrund, selbst wenn die Gegenstände (z.B. Werkzeuge) auch Träger von Botschaften (z.B. Markennamen) sind.

Neben den Ebenen der Botschaft und der Funktionalität erhält jeder Gegenstand, nicht nur Artefakte, zusätzlich einen subjektiven Sinn im Rahmen des Erfahrungsflusses bzw. der Biographie von Handelnden. Alles, was wahrgenommen wird, wird als etwas in einem Kontext wahrgenommen. Dies kann von Individuum zu Individuum, sowie von Situation zu Situation äußerst unterschiedlich sein. So erinnern viele Gegenstände an gewisse Episoden im Leben oder an abwesende Personen, ohne dafür hergestellt worden zu sein oder eine entsprechende Botschaft zu tragen.

Auf allen drei Ebenen des subjektiven Sinns (Botschaft, Funktionalität, Biogra-

phisches) können physische Gegebenheiten für Handlungsweisen leitend werden. Obwohl die Handelnden die physischen Bedingungen immer interpretieren und Materialität auf diese Weise in die Konstitution der Gesellschaft Eingang hält, lässt sich die Relevanz des Physischen für die Konstitution des Sozialen nicht auf seinen subjektiven Sinn für Handelnde reduzieren. Denn dadurch würden alle Bedingungen ignoriert, die unabhängig von der Bedeutung, die sie für Handelnde haben, Wirkung entfalten können.

Dabei ist sorgfältig zwischen zwei Sachverhalten zu unterscheiden: Dass Handlungen nur durch subjektiven Sinn angeleitet werden ist das Eine. Dass der Vollzug von Handlungen durch Sachverhalte, die nicht dem subjektiven Sinn zuzurechnen sind, mitkonstituiert wird, ist das Andere. Ohne vom subjektiven Sinn unabhängige Sachverhalte anzunehmen, wäre es schwierig, von der Wahl von Mitteln und vom Scheitern von Handlungen zu sprechen. Im Weiteren wäre es absurd, die Eigendynamiken der physischen Welt, dem subjektiven Sinn zuzurechnen. Sie gehen diesem vielmehr voraus und werden vielleicht wahrgenommen und interpretiert – vielleicht wirken sie aber auch nur über kausale Verbindungen auf die Folgen des Handelns ein.

Zusammenfassend lässt sich folgern, dass sich die sozialwissenschaftliche Analyse weder auf die Analyse von Artefakten noch auf die Rekonstruktion des subjektiven Sinns von Handlungen zurückziehen kann. Semiologische und kommunikationstheoretische Ansätze greifen also für eine umfassende Analyse gesellschaftlicher Strukturen zu kurz.

3.6 Epistemologisches oder empirisches Problem?

Bestrebungen, Natur und Kultur, Körper und Geist, Materie und Sinn, Physisches und Soziales konzeptionell zu integrieren setzen nicht selten auf erkenntnistheoretischer Ebene an. STEINER schlägt in diesem Heft vor, sich auf den Pragmatismus zu beziehen, um die fragwürdigen modernen Dichotomien zu überwinden. Sie ließen sich demnach als Denkgegenstände, die durch Praktiken konstituiert werden, betrachten und untersuchen. Dieser Vorschlag entspricht im Wesentlichen dem oben skizzierten Typ des Konstitutionalismus.

Was ist nun aber mit solchen Ansätzen gewonnen? Sind sie schon die Lösung des Integrationsproblems? Diesen Eindruck möchte man oft gewinnen, bleiben die Auseinandersetzungen mit Dualismen doch vielfach auf der epistemologischen Ebene stehen. Ich möchte im Folgenden die Ansicht vertreten, dass die Integration physischer und sozialer Sachverhalte in einer Perspektive zwar epistemologische Auseinandersetzungen mit dualistischen Perspektiven erfordert, dass jedoch die Lösung der Aufgabe nicht allein auf erkenntnistheoretischer Ebene zu finden sein kann.

Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: In seinem Spiegel der Natur zeigt Richard RORTY (1987) auf, wie Neurologen (stellvertretend für die Naturwissenschaften) und Hermeneutiker (stellvertretend für alle interpretierenden Geistes- und Sozialwissenschaften) mentale Prozesse bei Menschen untersuchen und dabei den selben Gegenstand auf sehr unterschiedliche Weise angehen. Für die einen lassen sich die Aktivitäten des Gehirns als biochemische Prozesse erklären; sie greifen dazu auf naturwissenschaftliche Gesetze zurück. Die Anderen repräsentieren jedoch zu-

mindest einen Teil dieser Prozesse in Begriffen von Sinn oder Bedeutung und verwenden dazu Konzepte zur Ordnung von Semantik, Syntax, Logik etc.

Würde nun die Entwicklung von Wirtschaftsbeziehungen oder Kulturlandschaften an die Stelle mentaler Prozesse gesetzt, änderte sich am grundsätzlichen Problem wenig, denn es ginge im Kern immer noch um die Integration physischer und nicht-physischer Sachverhalte, aber nicht mehr auf der Ebene eines Organs oder eines Individuums, sondern auf derjenigen von Institutionen oder Bevölkerungen. Die von RORTY konstruierte und analysierte Situation weist grundlegende Parallelitäten mit der Schnittstellenproblematik innerhalb der Geographie auf.

Der Gewinn besteht allerdings erst in der Einsicht, dass die beiden Lager denselben Gegenstand aus unterschiedlichen Perspektiven bearbeiten und ihn in weitgehend unabhängigen Semantiken beschreiben. Es wäre offensichtlich überzogen, von derartigen erkenntnistheoretischen Aufklärungen eine Lösung des Schnittstellenproblems zu erwarten. Die Unterschiede zwischen den Zugängen wurden nicht eliminiert, die Kluft zwischen den Disziplinen nicht geschlossen. Vielmehr wurde erst deutlich, weshalb auf unterschiedliche Weise vorgegangen wird und wozu die unterschiedlichen Praktiken jeweils zweckmäßig sind. Die Gründe für unterschiedliche Methoden werden ausgewiesen und daher lassen sich Zusammenhänge zwischen Erkenntniszielen und Methoden beurteilen, kritisieren oder begründen.

Nicht-dualistische Erkenntnis- und Wissenschaftstheorien sind eine Voraussetzung, um sich den sinnkonstituierenden Praktiken zuwenden zu können. Sie eröffnen einen Raum von Denk- und Analysemöglichkeiten. Die Integration von Materialität und Sozialität bzw. von natur- und sozialwissenschaftlichen Zugängen kann jedoch nicht vollständig auf dieser Ebene geleistet werden, sondern setzt eine Auseinandersetzung mit dem empirisch zugänglichen Gegenstandsbereich voraus. Die Praktiken, durch die sich Auffassungen entwickeln, scheitern oder bewähren sich an einer ihnen vorgegebenen Welt. Dadurch sind sowohl die physische wie die soziale Widerständigkeit der Welt an der Sinnkonstitution beteiligt.

Weiterführende Zugänge zur Integration werden sich also auf empirischer Ebene mit Fragen der Emergenz und Kausalität befassen müssen. Auch aus dieser Sicht wird es darum gehen, durch konkrete empirische Forschung herauszuschälen, wie sich soziale Strukturen ihre Autonomie gegenüber physischen Sachverhalten aufbauen und in welchen Bereichen sie selektiv physische Sachverhalte zur Steuerung der Dynamik sozialer Strukturen zulassen oder suchen (ZIERHOFER 2008, 127ff.). Die Analyse von Koppelungen zwischen zwei relativ autonomen Bereichen der Existenz – das „Schnittstellenproblem“ – kann epistemologisch vorbereitet werden, bleibt aber letztlich eine empirische Aufgabe.

4 Fazit

Charakterisierungen der Geographie als Disziplin, die, zerrissen zwischen Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften, um ihre Einheit kämpft, sind Legion. Aber vielleicht ist umgekehrt die schöne Einheit der anderen Disziplinen nur ein trügerischer Schein. Vielleicht verbirgt sich dahinter nur die Unfähigkeit, die Probleme,

denen sich die Geographie stellt, überhaupt als sachbezogene Probleme und nicht nur als disziplinpolitische erkennen zu können?

Aufgrund ihres traditionellen Bezugs zu erdräumlichen Sachverhalten kann die Geographie nicht anders, als sich den ontologischen Differenzierungen des modernen Weltbildes zu stellen und sich daran abzuarbeiten. Meine Überlegungen führen mich zur Auffassung, dass eine Integration von Materialität und Sozialem durch Rückbesinnung auf ältere Einheit stiftende Konzepte der Geographie (Holismus) nicht sinnvoll ist. Auch vielfältige Kombinationen von Natur und Kultur, von Materie und Geist etc. (Relationalismus) dürften nur in eine halbwegs befriedigende „sozialökologische“ Wissenschaft führen. Perspektiven, die Gegenstände als durch unterschiedliche Kausalitäten konstituiert sehen und die sich bewusst sind, dass diese Kausalbeziehungen zugleich die Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntnis dieser Gegenstände sind (Konstitutionalismus), erachte ich als methodologisch gut begründet und empirisch erfolgversprechend.

Lassen Sie mich meine Überlegungen abschließend in fünf Thesen zusammenfassen:

1. Die konzeptionelle Integration physischer und sozialer Sachverhalte wird kaum durch Entdifferenzierung, sondern eher durch die Analyse von Unterscheidungspraktiken zu leisten sein.
2. Von mir als „konstitutionalistisch“ charakterisierte Ansätze implizieren ein evolutionäres Weltbild. Die Geschichte der Unterscheidungspraktiken führt dazu, die Welt in verschiedene, relativ autonome Realitätsbereiche einzuteilen. Diese Bereiche bilden zusammen eine Hierarchie emergenter Ebenen. Die wissenschaftliche Integration physischer und sozialer Sachverhalte kann nur über eine Auseinandersetzung mit den zwischen ihnen bestehenden Emergenzbeziehungen gelingen.
3. Die konzeptionelle Integration physischer und sozialer Sachverhalte ist nicht allein durch epistemologische oder wissenschaftstheoretische Anstrengungen zu erreichen. Es ist letztlich eine Frage, die immer auch eine empirische Komponente enthält.
4. Weil von Gegenständen der zugrundeliegenden Ebene (z.B. physische Sachverhalte) nicht auf emergente Strukturen geschlossen werden kann, sollte die Integration unterschiedlicher Realitätsbereiche ausgerichtete empirische Forschung primär von den „höheren“ emergenten Realitätsbereichen (z.B. soziale Sachverhalte) ausgehen und deren Konstitutionsbedingungen analysieren, nicht umgekehrt.
5. Insgesamt ergibt sich daraus, dass weder die Durkheimsche Konzeption sozialer Tatbestände „sui generis“ und der daraus abgeleitete Imperativ, Soziales nur aus Sozialem zu erklären, noch das Webersche Postulat der Erklärung von Handlungen durch ihren subjektiven Sinn, für die Sozialwissenschaften ausreichend sein können. Beide Programme müssten insofern modifiziert werden, als auch die Bedeutung physischer Sachverhalte für die Konstitution gesellschaftlicher Strukturen systematisch zu berücksichtigen ist.

Literatur

- BECK, U. 1986: Risikogesellschaft. Frankfurt/a.M.
- CATTON, JR. W. u. R. DUNLAP 1980: A New Ecological Paradigm for Post-Exuberant Sociology. In: *American Behavioral Scientist*, 24/1, S. 15–47.
- CASTREE, N. u. B. BRAUN (Hrsg.) 2001: *Social Nature. Theory, Practice, and Politics*. Oxford.
- DURKHEIM, E. 1980: *Die Regeln der soziologischen Methode*. Darmstadt.
- EGNER, H. 2008: Komplexität. Zwischen Emergenz und Reduktion. In: EGNER, H., B. RATTER u. R. DIKAU (Hrsg.): *Umwelt als System – System als Umwelt?* München. S. 39–54.
- EGNER, H., B. RATTER u. R. DIKAU (Hrsg.) 2008: *Umwelt als System – System als Umwelt?* München.
- FISCHER-KOWALSKI, M. u. H. WEISZ 1999: Society as Hybrid Between Material and Symbolic Realms. Toward a theoretical framework of society-nature interaction. In: *Advances in Human Ecology*, 8, S. 215–251.
- FLITNER, M. 1998: Konstruierte Naturen und ihre Erforschung. In: *Geographica Helvetica*, 53/3, S. 89–95.
- GERBER, J. 1997: Beyond dualism – the social construction of nature and the natural and social construction of human beings. In: *Progress in Human Geography*, 21/1, S. 1–17.
- GIDDENS, A. 1984a: *The Constitution of Society*. Berkeley and Los Angeles.
- GIDDENS, A. 1984b: *Interpretative Soziologie*. Frankfurt/a.M.
- GÖRG, C. 2003: *Regulation der Naturverhältnisse*. Münster.
- GREN, M. u. W. ZIERHOFER 2003: The unity of difference: a critical appraisal of Niklas Luhmann's theory of social systems in the context of corporeality and spatiality. In: *Environment and Planning A*, 35/4, S. 615–630.
- HABERMAS, J. 1981: *Theorie kommunikativen Handelns* (2 Bde). Frankfurt/a.M.
- HARVEY, D. 1996: *Justice, Nature and the Geography of Difference*. Oxford.
- HEINRITZ, G. (Hrsg.) 2003: *Integrative Ansätze in der Geographie – Vorbild oder Trugbild?* Passau (= *Münchner Geographische Hefte*, 85).
- LATOUR, B. 1995: *Wir sind nie modern gewesen*. Berlin.
- LATOUR, B. 1996: *Der Berliner Schlüssel*. Berlin.
- LIPPUNER, R. 2008: Die Abhängigkeit unabhängiger Systeme. In: EGNER, H., B. RATTER u. R. DIKAU (Hrsg.): *Umwelt als System – System als Umwelt?* München. S. 103–117.
- LUHMANN, N. 1986: *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* Opladen.
- LUHMANN, N. 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.
- MEUSBURGER, P. u. T. SCHWAN 2003: *Humanökologie*. Stuttgart.
- MURDOCH, J. 1997: Towards a geography of heterogeneous associations. In: *Progress in Human Geography*, 21/3, S. 321–337.
- NAESS, A. 1989: *Ecology, Community and Lifestyle*. Cambridge Mass.
- RORTY, R. 1987: *Der Spiegel der Natur*. Frankfurt/a.M.
- SERRES, M. 1994: *Der Naturvertrag*. Frankfurt/a.M.
- SIEFERLE, R. P., F. KRAUSMANN, H. SCHANDL u. V. WINIWARTER 2006: *Das Ende der Fläche*. Köln.
- WEBER, M. 1985: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen.
- WERLEN, B. 1987: *Gesellschaft, Handlung und Raum*. Stuttgart.
- WHATMORE, S. 1999: Hybrid Geographies: Rethinking the „Human“ in Human Geography. In: MASSEY, D., J. ALLEN, P. SARRE (Hrsg.): *Human Geography Today*. Cambridge, S. 22–39.

- ZIERHOFER, W. 1997: Grundlagen für eine Humangeographie des relationalen Weltbildes. Die sozialwissenschaftliche Bedeutung von Sprachpragmatik, Ökologie und Evolution. In: *Erdkunde*, 51/2, S. 81–99.
- ZIERHOFER, W. 1999: Geographie der Hybriden. In: *Erdkunde*, 53/1, S. 1–13.
- ZIERHOFER, W. 2002: Gesellschaft – Transformation eines Problems. Oldenburg.
- ZIERHOFER, W. 2003: Natur – das Andere der Kultur? In: GEBHARDT, H., P. REUBER u. G. WOLKERSDORFER (Hrsg.): *Kulturgeographie*. Heidelberg. S. 193–212.
- ZIERHOFER, W. 2008: Strukturelle Kopplung und die „Autonomie“ des Sozialen. In: EGNER, H., B. RATTER u. R. DIKAU (Hrsg.): *Umwelt als System – System als Umwelt?* München. S. 119–133.
- ZIERHOFER, W. u. B. BAERLOCHER (Moderation) 2008: Themenheft: Konzepte gesellschaftlicher Naturverhältnisse. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde*, 82/2.
- ZIERHOFER, W., B. BAERLOCHER u. P. BURGER 2008: Ökologische Regimes. Konzeptionelle Grundlagen zur Integration physischer Sachverhalte in die sozialwissenschaftliche Forschung. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde*, 82/2, S. 135–150.